

Alfred Götze †

Von W. Mitzka.

Zur Meisterschaft deutscher Wortgeschichte ist Alfred Götze vom Frühneuhochdeutschen ausgegangen. Die in alle Tiefen des Daseins greifende Geistesgeschichte des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts sucht und findet ihren sprachschöpferischen Ausdruck im gesprochenen und im gedruckten Wort. Dieser Zeitspanne der von Urkräften bewegter Volks- und Sprachgeschichte, dem Philologen sonst so spröde und in quellendem Reichtum landschaftlicher und persönlicher Vielfalt so problematisch, hat Götze zeitlebens seine Forscherleidenschaft bewahrt. Das Feld seines wissenschaftlichen Mühens steckte Götze, dem bloße antiquarische Tätigkeit ohne die Nähe des atmenden und ringenden Lebens seither wesensfremd geblieben ist, bis in die Gegenwart ab. Die Theorie von der alten Sprache unseres Volkes blieb ihm grau, wenn sie nicht der Hege und dem Gedeihen der bunten Gefilde der lebenden diene. Der Sprachverstand war ihm beseelt vom Sprachgewissen. Mit diesem sprachlichen Lebensgefühl blickte er vom Höhenwege deutscher Wortgeschichte über die weite Landschaft der Gegenwartssprache mit ihren ragenden Gipfeln und ihren fruchtbringenden Niederungen, über die Hochsprache und die Mundarten. Der Gelehrte streitet nicht gern um Dinge der heutigen flutenden Sprache mit Leuten, die über die eigenen Wörter und ihren Gebrauch so gut Bescheid zu wissen meinen. Ein seltenes Verantwortungsbewußtsein erfüllte auch darin unsern Fachmann, dessen menschlicher Grundzug gütige Hilfsbereitschaft war: er hielt es nicht unter seiner Würde, auf alle Fragen nach Ableitung, Stilgebrauch, Namenkunde jedem, auch dem Nichtfachmann zu antworten, ob in Zeitschriften wie der des Sprachvereins oder brieflich. Götze hat an dem großen Nationalwerk der deutschen Schriftsprache, am Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm,

lange Jahre mitgearbeitet, sein Philologenherz schlug aber auch dem Geringsten in seinem Volke.

Die Sprache steht nicht still. Sie hat ihre Geschichte. Sie schreitet mit in die Zukunft. Den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken erörtert Götze in einem Aufsatz in den „Grenzboten“ 1917. Manche Neuerungen seien nicht notwendig. Es gehe nicht an, wie es der kritisierende Laie tut, sich gegen Änderungen in der Gegenwart zu sperren. Das Wörtchen „wie“ hat seit der mittelhochdeutschen Zeit sein Herrschaftsgebiet in der Hochsprache erweitert. Damals wurde mit „wie“ nur gefragt, beim Vergleich stand „als“, beim Komparativ „denn“. Für „den“ ist bei Ungleichheit „als“ eingetreten, bei Gleichheit hat „wie“ das ältere „als“ verdrängt. Dieser Wandel ist noch im Gange. Gegen solche Änderungen, die über einen Zeitraum laufen, sei die Schule unduldsam. Die Wissenschaft aber, das ist so recht Götzes Meinung, lehrt duldsam zu sein.

Die Sprachnot des kleinen Mannes behandelt Götze in der Zeitschrift für deutsche Bildung — ein Anrecht auf diese Bildung hat jener also durchaus — in einem Aufsatz „Zum Deutsch der Unterschicht von heute“ (1931). Zunächst ist es Not der Rechtschreibung. Götze spricht allen aus der Erinnerung, wenn er die Nöte und Sünden des Schreibunterrichts in der Volksschule nennt. Auch die oberen Schichten seien unsicher. Wer weiß dies nicht von sich. Unsere Gelehrten überlassen, gesteht Götze freimütig für uns, die Rechtschreibung ihrer Bücher dem Drucker, sie selber mögen sich darüber erhaben fühlen oder seien zu wenig geübt. Bei den Behörden sei der „Duden“ das begehrteste Buch. Form und Lautwert seltener, sagen wir unnötiger Buchstaben wie q, x, y sind nicht geläufig. In der Schreibung der Fremdwörter wendet der kleine Mann seine Aussprache an. Solange diese Unsicherheit bleibt, bleibe auch die ernste Frage: Abstand weitester Kreise unseres sonst so geschulten und hochbegabten Volkes von jeder Art literarischen Lebens. Die Blickschärfe für solche nachdenkliche Sprachsorge gewann Götze auch aus dem Erleben schweizerischer Nachbarschaft. Das es dem Manne aus dem Volke mit seiner Sprache ohne jene Sprachnot von Jugend an anders

gehen kann, zeige die Schweiz mit ihrem volksnahen Unterricht, der überall an die Mundart anknüpft, die als hohes Gut gepflegt wird. Ein andermal (Ilbergs Neue Jahrbücher 1918) weist Götze an Beispielen der Wortwahl schweizerischer Zeitungen nach, wie drüben ein reicher Wortschatz allen Schichten zugänglich ist. Dazu zitiert er das Comeniuswort von der „lexikalischen Wohlhabenheit“ der Volkssprache, ein Erbe aus alter Zeit.

Götze lehrte: Kultur und Sprache gehören zusammen. Sprachwissenschaft ist Kulturwissenschaft. Der gesamte Kulturbesitz eines Volkes benötigt und schafft sich seinen sprachlichen Ausdruck. Diesen strömenden Schöpfungsvorgang in Vergangenheit und Zukunft beobachtet Götze unter der Idee der Ganzheit: auf die deutsche Hochsprache fällt das Freilicht der Mundarten. Für seine Forschung hat Götze in den Landschaften, in die ihn Schicksal und Beruf stellten, hellhörig und andächtig die Sprache des Volkes belauscht: das Obersächsische seiner jungen Jahre, das Alemannische seiner Freiburger Zeit, das Hessische aus der Fülle seines reifen Wissens und überall dort seines heimatliebenden Forscherherzens bis zuletzt.

Beide Sprachkreise sind darum in seinen vielgenutzten Übungsbüchern, die schmerzliche Lücken im praktischen Unterricht füllten, vertreten: das „Frühneuhochdeutsche Lesebuch“, mit dem „Frühneuhochdeutschen Glossar“, und die „Proben deutscher Mundarten“.

Soweit ihn z. B. das Krimgotische, im althochdeutschen Zeitraum Otfried von Weißenburg, hernach unsre hochdeutschen Klassiker wie Wolfram und Gottfried von Straßburg in die Vergangenheit zurücklockten, die Wurzeln seiner Forschung sogen die Kraft vor allem und zu allen Zeiten aus dem Boden der Neuzeit bis zur Gegenwart. Von da aus gesehen, sind es Ausflüge, wenn Götze der mittelhochdeutschen Forschung etwas zu sagen hat, etwa daß die Entstehung der beiden Epen „Dietrichs Flucht“ und „Rabenschlacht“ genauer als bisher datiert werden könne. Dafür waren die 1280er Jahre genannt worden. Von der Datierung von Wernhers Meier Helmbrecht, dessen Benutzung des jüngeren Titrel und von der zeitlichen Einordnung des Seifried

Helbling aus gewinnt Götze den Zeitabschnitt 1275—82. Die Reihenfolge muß sein: Dietrichs Flucht, Rabenschlacht, Helmbrecht. Im Bereich des Mittelhochdeutschen beschäftigt ihn auch, im Sinne einer Vorgeschichte seines Hauptthemas, die Frage nach der mittelhochdeutschen Schriftsprache (Zeitschrift für Deutschkunde 1929). Der Dichter der klassischen Zeit geht da von seiner Mundart aus, schließt davon aber aus, was bei den Nachbarn nicht gilt. Er will auch in der Ferne verstanden werden. Die klassischen Muster werden außerhalb ihrer Heimat Vorbild.

Als erster wendet Götze die im 19. Jahrhundert entwickelte textkritische Methode an einem Gedicht des 16. Jahrhunderts an. Es ist das „Kegelspiel“ von 1522. Damit also führt er jenes kritische Verfahren, das die Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung einer Dichtung beabsichtigt, in die frühneuhochdeutsche Forschung ein. Er stellt an über 400 Stellen die Sprache des Dichters wieder her. Das „Kegelspiel“ gehört in die Schweiz. Es ist eine katholische Flugschrift, was Götze gegen die seitherige literaturgeschichtliche Einordnung feststellt. Diese kecke und volkstümliche Flugschrift war in ihrem überlieferten Text schon vorher herausgegeben worden. Götze bietet nun einen kritischen Text. Jenen Druck beheimatet er gegen seine Vorgänger nach Augsburg. Für diese Untersuchungen kann Götze sein eigenes Handbuch „Die nochdeutschen Drucke der Reformationszeit“ nutzen, er erkennt Melchior Ramminger als Drucker. Dieser Augsburger will einem alemannischen Manuskript weiteste Verbreitung sichern, er nähert es dem Ideal einer mitteldeutschen Schriftsprache. Unter den von Götze sonst noch herausgegebenen und bearbeiteten Flugschriften ist noch eine andere alemannisch, „Hans Knüchel“ 1523. Als Verfasser galt seither der Baseler Buchdrucker Pamphilus Gengenbach. Götze stellt fest, daß er nur der Drucker ist. Die Sprache und die innere Form, der Trotz zugleich gegen Luther und Papst, stimmt nicht zum lutherischen Drucker und Meistersinger. An dem alemannischen Wortschatz erkennt Götze den Verfasser in dem Berner Prediger Dr. Sebastian Meyer. Bei anderer Gelegenheit hatte Götze den Nachweis geführt, daß er der Verfasser der Flugschrift „vom Pfründmarkt der Kurtisanen“ sein

muß. Aus solcher Forschung konnte Götze auch die „Zwölf Artikel der Bauern“ in endgültiger Forschung behandeln. Als Verfasser erkennt er einen besonders kühnen Vertreter der Autoren jener Flugschriften.

Für die Editionen solcher Texte hatte der junge Bibliothekar Götze jenes unentbehrlich gewordene Handbuch, seinem Lehrer Friedrich Kluge gewidmet, bereitgestellt (1905). Trübner hat es würdig ausgestattet. Der Überzahl dieser Drucke fehlt die Angabe von Drucker und Druckort. 79 Facsimiledruckseiten bieten die Proben für typographischen Vergleich. Dazu stellt Götze die Merkmale der Sprache der Denkmäler nach dem Vorbild der Weimarer Lutherausgabe zusammen, dazu aus oft sehr entlegenen Quellen die biographischen Tatsachen dieses kaum durchforschten Gebietes, alles zum Zwecke der Drucker- und Verfasserbestimmung.

An jener großen kritischen Ausgabe von Luthers Werken ist Götze in Band 10 beteiligt. Höchste Editionsansprüche galt da z. B. dem Bethüchlein von 1522. Die umfangreiche Überlieferung, die Vorläufer und Vorarbeiten, die verschiedenen Textformen, die Nachdrucke; das Verhältnis zu anderen Büchern dieser Art, die Übersetzungen werden da, zusammen mit Cohrs, in einer erschöpfenden Einleitung behandelt. Aus solcher Selbsterziehung zu philologischer Sorgfalt lehrt Götze z. B. gelegentlich der Besprechung der Herausgabe von Werken von Eberlein von Günzburg (Anzeiger für deutsches Altertum 1904) Herausgeberpflichten gegenüber einem frühneuhochdeutschen Text, wie moderne Zeichensetzung für solchen alten Druck.

Von hoher Warte sucht Götze Hochsprache und Mundart, Buchsprache und Volkssprache zu überschauen. Beide treffen sich im Volkslied. Für diese mündliche Literaturgattung hatte Götze eine besondere Neigung. Die „Studien zur Literaturgeschichte, Albert Köster gewidmet“ (1912) leitet er mit einem Aufsatz über den Untergang des Volksliedes ein. Die Stimmung, der Blick auf Gegenwart und Zukunft, alles ist wieder für Götze charakteristisch. Die gelehrte Bemühung um das Volkslied seit dem 18. Jahrhundert, seit Herders und Goethes jungen Jahren, ist von der Klage über den Untergang begleitet. Götze teilt den üblichen Pes-

simismus nicht. Er schließt sich den Sammlern an, die wie jene großen Vorläufer in ihrer Landschaft noch ein freudiges Weiterleben des Volksliedes melden. Er hält fest: wo Arnim für das Wunderhorn hundert Lieder einbringen konnte, da kennen wir jetzt tausende, vor allem aus Randgebieten, die das alte Erbe hegen. Den pessimistischen Schluß: „Welt und Mensch sind anders geworden, deshalb muß das Volkslied aussterben“ wandelt Götze: „deshalb muß das Volkslied anders werden“. So wird die Mundart im Volkslied weithin durch die hochdeutsche Sprache abgelöst. Umgestaltet wird auch die Melodie. Das Buchwesen vermittelt Kunstlieder, die nun auf dem Wege zum Volkslied weniger umgewandelt werden als vordem.

„Goethe und das Volkslied“ behandelt Götze in Ilbergs Neuen Jahrbüchern 1913. Goethes Kunst verdankt dem Volkslied viel, aber er hat seinerseits auch wiederum dies angeregt. Götzes Untersuchung führt in beide Fragenkreise: das Volksmäßige bei Goethe und Goethes Lieder im Volksmunde. Goethe hat die drei Zeitabschnitte der verschiedengestimmten Wertung des Volksliedes erlebt, die der Verkennung noch zur Zeit der Anakreontik, des Überschwanges und der sachlich verstehenden Forschung. Seit Straßburg und Herder hat Goethe einen einheitlichen Begriff vom Volkslied vorausgesetzt, so sehr er seinen Standpunkt der Betrachtung dieses Lieblingsthemas seiner Jugend gewechselt hat. Von Goethes zwölf Volksballaden, die er wohl in Sesenheim gesammelt hatte, übernahm Herder drei in seine Sammlung. Was aus Goethes Lyrik im Volksmunde werden konnte, erörtert Götze an dem Schicksal des Sesenheimer Liedes „Mit einem gemalten Band“.

Seine Gedanken zur Problematik des Volksliedes hat Götze in den beiden Büchern „Vom deutschen Volkslied“ 1921 und „Das deutsche Volkslied“ 1929 in anregender und wie immer aus echtem Urteil gewonnener Sachkenntnis entwickelt. Seine Definition schließt sich dem Rezeptionsstandpunkt John Meiers an, sie lautet (Germanisch-romanische Monatsschrift 1913): Volkslied ist ein Lied, das im „Gesang der Unterschied eines Kulturvolkes in längerer gedächtnismäßiger Überlieferung und in ihrem Stil derart eingebürgert ist oder war, daß, wer es singt, vom individuellen An-

recht eines Urhebers in Wort und Weise nichts empfindet. Da ist auf der einen Seite das Kunstlied, auf der anderen der Schlager ausgegliedert.

Das Hochziel des gelehrten Lebenswerkes Götzes bleibt zu allen Zeiten die *Wortgeschichte*. Da lebt sich die Gabe etymologischer Deutung aus kulturgeschichtlicher Sprachwissenschaft voll und beglückt aus. Das Studium der einzelnen Wortgeschichten überrascht immer wieder durch den Reiz einer zunächst nicht zu errahnenden Deutung. Der Bienenkorb heißt im Elsässischen *Bungst*. Die Lösung bringt die Sachvolkskunde, aus der Götze (*Teuthonista* 2) *boum* + mhd. *kaste* „Kasten“ erschließt. Es ist also ursprünglich ein ausgehöhltes Stück eines Baumstammes. Oder ein zunächst rätselhaftes Wort wird als Übersetzungslehnwort erkannt: *Geduld* ist der Name der Frühjahrsblume unserer Gärten *Arabis*, in jenem Namensfalle im Alemannischen. So heißt dort aber auch der Sauerampfer. Dessen lateinischer Name *lapathium* ist in der französisch sprechenden Schweiz zu *la patience* geworden. Der säuerliche Geschmack der *Arabis* hat die Übertragung motiviert. Oder eine ihr heimatliches Deutsch so prächtig handhabende Fürstin hilft: der „*Reiel*“ ist im Pfälzischen ein Pfad zwischen Häusern oder Gärten, auch in Nürnberg, seltsam weiter auch im Nassauischen als *Raul*, *Reul*, *Rawel*, so auch im Rheinischen. Aus einem Briefe von Elisabeth Charlotte von der Pfalz von 1721 schließt Götze, daß jene Mundartwörter auf franz. *ruelle* „*Gäßlein*“ zurückgehen. Seither war das im Südwesten verbreitete buschper „*munter*“ ein Rätsel geblieben. Jacob Grimm hatte im Deutschen Wörterbuch (I 1790) von diesem dortzulande beliebten Wort gesagt: „Doch hält es schwer die wahre Gestalt des hübschen Wortes herauszubringen“. Dann hatte sich E. Schwyzer darum bemüht. Götze löst das Rätsel, es ist nicht einfach. Das schwäbische unmundsam „*verdrießlich*“ stellt er zu gotisch *munan* „*denken*“, mhd. *munst* „*Freude*“. Das tirolische *mustberlich* „*gesprächig*“ führt zu einem zu erschließenden *munstbaere*, das sich regelrecht zu *musper* in alemannischen Randgebieten fortsetzt. Im Hauptgebiet wird *m* vor *p* zu *b* dissimiliert.

Autorität ist Götze vor allem in frühneuhochdeutscher Wortgeschichte. Da überrascht z. B., daß der Ausdruck „lutherisch“ von den katholischen Gegnern durchgesetzt wird, und zwar gegen den Unwillen und Widerspruch von Luther selbst. Erst später faßte dies Wort auch in protestantischen Kreisen Fuß und wurde sogar amtlich (Zeitschrift für deutsche Wortforschung III).

Manche seiner grundsätzlichen Erkenntnisse klingen hinterher so selbstverständlich. Für Dinge, die erst aufkommen und vorher nicht da waren, hat die Sprache die Namen schon vorher vorrätig. Solche „*Nomina ante res*“ untersucht Götze in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie (1917). Längst vorhandene Wörter erhalten mit dem Aufkommen neuer Sachen, also bei Wortbedarf, die zur Sache gehörige neue Bedeutung. Bleistift, Bleifeder beziehen sich ursprünglich nicht auf den heutigen Bleistift, der aus Graphit und nicht aus Blei hergestellt wird. Der neuzeitliche Verkehr, so daß Eisenbahnwesen, hat eine ganze Anzahl solcher *Nomina ante res* verwendet, etwa die Weiche. Auf mathematisch-astronomischem Gebiet ist Stunde ein solches Nomen: althochdeutsch *stunta*, mittelhochdeutsch *stunde* sind „Zeitpunkt, kurzer Zeitraum von unbestimmter Dauer“. Den alten Sinn bewahren bis heute die Wendungen: von Stund an, bis auf diese Stunde. Erst das 15. Jahrhundert hat das Wort auf den 24. Teil des Tages festgelegt. Damals ist das Wort Minute als *Nomen cum re* für den 60. Teil der Stunde gebildet worden, Sekunde wiederum als Teil dieser im 17. Jahrhundert.

Wortgeschichtliches Neuland gewinnt Götze im Bereich der *Fachsprachen*. „Sprachwissenschaft und Handwerk“ lautet das Thema eines Aufsatzes aus dem Jahre 1922. Da rügt Götze, daß es der Sprachwissenschaft an der Fühlung mit der sinnlichen Außenwelt fehlen kann Unser Ausdruck „ausstehen“ = leiden z. B. geht auf das Leben der Wanderburschen, die „draußen sind“. Ein andermal spürt Götze den Geheimnissen der Bergmannssprache nach (Zeitschrift für deutsche Philologie 1929). Da kann er aus der vertrauten Welt des Frühneuhochdeutschen den Namen des Minerals Wolfram deuten. Der Gang durch die bis dahin dunkle Geschichte dieses Wortes, das in die andern Kultursprachen

vom Deutschen übergang, wird wieder ein kleines reizendes Genrebild, diesmal also aus der Welt der Bergknappen. Beim Schmelzen des Zinns tritt durch dies Metall ein Verlust ein, daher das erste Wortglied Wolf. Der zweite Bestandteil ist mittelhochdeutsch rām „Schmutz, Ruß“. Damit weist sich dies Fachwort als Schelte aus, wie es die Mineralnamen Nickel und Kobald auch sind.

Auch auf die Wortschöpfung der Gaunersprache richtet Götze seine philologische Aufmerksamkeit. Das Rotwelsch liefert das von Berlin ausstrahlende Wort „keß“ = dreist, schneidig, frech. Seine Geschichte war noch in der letzten, schon von Götze selbst betreuten 11. Auflage von Kluges Etymologischem Wörterbuch unklar geblieben. Götze löst das Rätsel 1935 (Muttersprache): das rotwelsche Wort ist unter dem Namen des Buchstabens innerhalb des Gauneralphabets versteckt und wird als Anlaut des und anstatt des Wortes chochem angewendet.

Eine Sondersprache aus der Hochschicht der Wissenschaftssprache behandelt das umfangreiche Buch „Anfänge einer mathematische Fachsprache in Keplers Deutsch.“ Aus eigener Berufssprache stammt die Abhandlung „Akademische Fachsprache“ (Germanisch-romanische Monatsschrift 1929). Da handelt es sich um sprach- und kulturgeschichtlich bedeutsame Fremdwörter, deren Geschichte ein interessantes Stück abendländischer Hochschulgeschichte ist. Wieder ein Wort der ihm so vertrauten frühen Neuzeit ist der Ausdruck „Bruder Studio“. Seine Geschichte kennen wir nun von Götze (Gießener Hochschulnachrichten VI). Im Anfang des 18. Jahrhunderts hat das Wort noch die (verbale) Form Studeo. Es gehört zu den Übernamen wie Taugenichts.

Redensarten des Alltags werden von uns oft gebraucht, ohne daß wir den wortgeschichtlichen Sinn solcher zuletzt in ihrer Entstehung rätselhaft gewordenen Wendungen kennen. So die Redensart „es geht auf keine Kuhhaut = es läßt sich gar nicht alles sagen“ (Zeitschrift für Mundartforschung 1935). Sie ist in deutschen Mundarten weit verbreitet, vor allem im Südwesten und hier wieder in katholischen Landschaften. Gegen Norden und Osten, zumal in protestantischen Gegenden ist sie im Volke unbekannt. Eine lange Vorgeschichte bringt auch da wieder manche

Überraschung. Sie geht von Bibelstellen und von der christlichen Vorstellung des Schuldbuches des Sünders, der Buchhaltung des Teufels aus. Der mittelalterliche Schreibstoff, das Pergament, wird z. B. von Hugo von Trimberg Kalbshaut genannt. Geistliche Schreiber beanspruchen feines Leder, dem Teufel gönnt man nur grobes Leder. Mit Legendenstoff gelangt das Motiv des Sündenregisters auf der Kuhhaut in den alemannischen Raum. Götze verfolgt das weitere Erscheinen in bildender Kunst und in der Literatur bis Campe 1808.

Zur Lautgeschichte tritt als jüngste Sonderdisziplin die Lautgeographie. Zu neuen Ufern hatte die junge Mundartforschung sehr bald auch den Wortforscher Götze gelockt. Die verständnisvolle und freundschaftliche Nachbarschaft zum Deutschen Sprachatlas und zur Dialektgeographie sei ihm im Namen von Generationen gedankt. Manchen seiner Schüler hat er angeregt, die Heimatsprache nun mit anspruchsvoller, aus seiner eigenen Werkstatt geschulter Methodik zu untersuchen. Wie es dort geschehen war, ergänzte er die Kategorie der *Zeit* durch die des *Raumes*: als erster hat er gesamtdeutsche mundartliche Wortgeographie monographisch durch seinen Freiburger Schüler Ricker, *Synonymik deutscher Handwerksnamen* 1917 behandeln lassen. Für das Gesamtgebiet hat er selber weitere Handwerksnamen (Ilbergs *Neue Jahrbücher* 1918) wortgeographisch bearbeitet. Wieder weist die zur Wortgeschichte und diesmal also auch zur Wortgeographie gebotene Kulturgeschichte in die ganzheitliche Richtung des sprachwissenschaftlichen Mühens Götzes. Auf Rickers Karte überblickt man die Synonymenfläche Böttcher als den Raum des alten Bierlandes von Bremen bis Riga, und im Ostmitteldeutschen von Erfurt an nach Osten. Dort ist Böttcher als Wort der sächsischen Kanzlei und Luthers in die Schriftsprache eingegangen. Das Synonym Küfer erweist sich als Wort des alten Weinbaugebietes, fehlt mithin dem Osten und gilt am Rhein von der Quelle bis zur Mündung, am Main, weithin im Alemannischen. Schäffler, seit dem 13. Jahrhundert bayrisch, hat seinen Verbreitungsraum im südöstlichen Bierlande, wo Restflächen des Synonyms Binder wie auch anderwärts liegen geblieben sind.

Die schwierigste aller Wortgruppen sind die **N a m e n**. Götze wurde führender Namensforscher, seitdem er dies wuchernde, den Sprachgesetzen so gern sich entziehende wortgeschichtliche Dickicht der Namenswelt zuerst in der Gemeinde Waldshut im Alemannischen mitzuroden begonnen hatte. Die Südhälfte Hessens ist durch ihn und seine Schülerarbeiten die heute am besten erforschte Orts- und Flurnamenlandschaft. Für die Familiennamen kommt wieder seine überragende Kenner-schaft des Frühneuhochdeutschen zur Geltung. Ein Aufsatz „Familiennamen und frühneuhochdeutscher Wortschatz“ (1919) bietet namenkundliche Kostbarkeiten. So etwa Trefz, der Name eines Gutsbesitzers, ein Übername nach dem Unkraut Trespe, mhd. trefs; Fliedner nach der vliete, dem Aderlasseisen, Wopfner nach obd. wopfen „Waffe“, Salwürk nach mhd. sâr „Panzer“, Paufler, der Sammler von Baumfallen, das sind Tannenzapfen.

Wenn vielgebrauchte Namenbücher berühmte Namen zur Enttäuschung der Leser auslassen, dann werden sie zu jenem Fünftel aller Namen gestellt worden sein, das nach einem Wort von Edward Schröder völlig dunkel geblieben ist. Es ist so recht nach Götzes fröhlichem Philologentemperament, gerade solche Namen aufzugreifen, z. B. Moscherosch, Treitschke, Lasker, Aly, Grillparzer, Ganghofer, Leibniz, Hirzel, Tschudi, von Handwerksnamen Schottelius, Schleiermacher, Lichtwark, Hodler (Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 1922).

Götze schafft den Begriff der „mittelbaren Berufs-n a m e n“ (Festschrift für John Meier 1934). Unmittelbare Berufs-namen entstehen da, wo ein Beruf, ein Amt erblich ist, wie Richter, Schultheiß, Vogt oder Becker, Spengler, Gerber. Mittelbar entstanden sind Knieriem, Fingerhut, Sättele, Häfele, Kessel, Panzer, Nagel. Nur eine Gruppe war bis dahin behandelt worden, nämlich die Schleifnamen, die die Gesellen den Lehrlingen gaben.

Nicht Namendeutung, sondern erst mal Namen-geschichte, lautet die grundsätzliche Forderung Götzes. Zur Namendeutung könne im günstigen Falle vorgedrungen werden, wenn die Geschichte des Namens gesichert ist. Die Volksnähe auch dieser Forschung Götzes erweist sich in der Methode, die auf land-

schaftlich, nach Kulturgeschichte und nach Mundart, fundierte Begründung dringt. Solche allseitige philologische Sicherung erweist jede einzelne Namengeschichte, die Götze in verschwenderischer Fülle bietet. Sie ist jedesmal zugleich eine freundliche Warnung vor etymologischem Leichtsinne. Wie kräftig die Forschungsarbeit auch hier im Boden der jedesmal zur Forschungsheimat gewordenen Landschaft wurzelte, möge wieder irgendein Beispiel andeuten. Aus dem Buche „Familiennamen im badischen Oberland“ 1918: mhd. arke stammt aus lat. arca „Kasten“. Die Verkleinerungsform ist erkelin, der Kübel, in den die Trauben zuerst gefüllt werden. Er wird vom Kübler als Berufszeichen vor die Tür gehängt, darum heißt ein Haus in Freiburg 1565 zum Orgkelin. Anderorts entsteht daraus der Familienname Ergele, in Waldshut. Mundartliche Apokope wandelt dies in Ergel. Das schriftsprachlich erhaltene —e, aus der Schule, wird in der Franzosenzeit von einem Träger dieses Namens gesichert, er schreibt sich Ergellet.

Bei zwei Mundartwörterbüchern hat Götze gern und hilfreich Pate gestanden, dem Badischen und dem Südhessischen. Eine grundsätzliche Frage klärt ein Aufsatz über die Frage: was fehlt in dem Wortschatz der Mundart? Keine Mundart vertrete das volle Sprachleben (Alemannia 1907). Die Überlegenheit der Schriftsprache offenbare sich darin, daß sie sich den Wortschatz der Mundarten dienstbar gemacht habe, von der Schweiz mit den Wörtern anheimeln, Heimweh, anstellig, über Thüringen-Sachsen mit ähnlich, bang bis zu den Küstenwörtern Boot, Pumpe, Topf. Lücken im Wortschatz wurden in weitem Ausmaß erst erkannt, als Luthers Neues Testament im Süden nachgedruckt wurde und die Basler, Straßburger, Augsburger Leser viele mitteldeutsche Wörter nicht kannten. Auf Lücken machen von den heutigen Mundartwörterbüchern das Schwäbische von Hermann Fischer und das Elsässische von Martin und Lienhart aufmerksam. Zuletzt hat Ochs für das Badische diese Forderung am stärksten beherzigt.

Wortgeschichte war das Thema seiner Doktorschrift, die über die Adjektivendung —isch handelte. Deutsche Wortgeschichte lautet der Titel der dreibändigen Festschrift für Alfred Götze zum 17. Mai 1941, zu seinem 65. Geburtstage. Friedrich

Maurer und Fritz Stroh sammelten dazu Fachgenossen, die den Dank der gerade von Götze so glücklich geförderten und belebten wortgeschichtlichen Forschung in Rückblick und vor allem zukunftsweisenden Ausblick abstatteten. Den Schluß bildet das Verzeichnis der Schriften Götzes, auf das wir für unsere Zitate verweisen. Wortgeschichtliche Mühe, gepaart mit ent-sagungsvoller Arbeit im Verborgenen, forderten zuletzt zwei große Wörterbücher: Kluges Etymologisches Wörterbuch und Trübners Wörterbuch, wie es Götze in Dankbarkeit für den großen Verleger seiner jungen Jahre benannte. Es ist gewiß eine einmalige Erscheinung im Leben der Gelehrten, daß der Herausgeber und führende Mitarbeiter sich im Titel eines solchen mehrbändigen, weite Kreise angehenden Standardwerkes nicht nennt, ein denkwürdiges Zeugnis für Alfred Götze.

Die stolze Höhe umfassender Wörterbucharbeit gewann Götze frühzeitig als Verfasser des 14. Bandes des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm. Gipfelpunkte von Wortgeschichte sind da etwa die Stichwörter Wehr, weihen, weise. Zur 9. Auflage von Kluges Wörterbuch breitete Götze aus reichem, nun so vielfältig bezeugtem Wissen und aus der Gesinnung fachlicher Hilfsbereitschaft Ergänzungs- und Besserungsvorschläge aus (*Zeitschrift für deutsche Philologie* 1923). Was in einer neuen Auflage aufgenommen werden mußte, zählt er sorgsam auf. Den feinen Spürsinn für neue Wörter, die im Alltag vielgebraucht, in ihrer Geschichte aber unerkannt geblieben waren, zeigt Götze auch hier wieder. Die kommende Auflage hat Götze der Wissenschaft in umfassender Neubearbeitung als kostbares Erbe bereitgestellt.

Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm sollte zunächst ein Hausbuch der Deutschen werden. Es wurde in einer hundert-jährigen Baugeschichte das große Monumentalwerk für die Forschung. Jene erste Absicht nahm Götze mit seinem Trübnerwörterbuch wieder auf, es sollte eine kulturgeschichtlich anziehende Auswahl von Wortgeschichte bringen. Mitten im Schaffen und forschenden Sorgen für seine beiden großen Wörterbücher hat der Tod unsern Meister der deutschen Wortgeschichte abberufen.